

Zeitschrift: Schweizer Soldat : Monatszeitschrift für Armee und Kader mit FHD-Zeitung
Herausgeber: Verlagsgenossenschaft Schweizer Soldat
Band: 4 (1928-1929)
Heft: 15

Artikel: Einige Augenblicke bei Söldnertruppen
Autor: Weber, Jean
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-710812>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 14.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Schweizer Soldat - Zweiter Teil

Einige Augenblicke bei Söldnertruppen.

Von Jean Weber.

In Vancouver, der aufstrebenden Hafenstadt an der pacifischen Küste Kanadas, traf es sich zufälligerweise, dass ich einer militärischen Gedächtnisfeier beiwohnen konnte.

Ein kanadisches Hochländer-Bataillon in Parade-Uniform marschierte, geführt von einer Abteilung von Dudelsackpfeifern und Tambouren, zum Cenotaph, Vancouvers Kriegerdenkmal.

Es war fürwahr ein malerischer Anblick. Wer kennt nicht von Bildern her die vom schlichten Schweizer als lächerlich empfundene traditionelle Paradeuniform der schottischen Hochländertruppen? Ganz ähnlich sahen auch diese kanadischen Soldaten aus. Mit fliegenden Bändern an den länglichen Mützen, engangschliessenden bunten Fräckchen, bis zu den Knien reichenden plissierten Röcken, nackten Knien, farbigen Wadenstrümpfen, gelben Halbschuhen und einem grossen vorne am Centuron baumelnden pelzüberzogenen Beutel ausgestattet, marschierte die Truppe vorbei.

Die Mannschaft war ohne Seitenwaffe. Statt dessen trug jeder ein Rohrsteckchen in einer Hand; dies erschien mir ein gutes Mittel die Hände vor dem In-den-Hosensack-gleiten zu bewahren.

Ich vergass gänzlich an diesen Gestalten etwas Lächerliches zu entdecken. Sie klopfen den Paradeschritt, es war eine Freude, zuzusehen. Von preussischer Steifheit keine Spur und noch viel weniger war jene Aengstlichkeit zu bemerken, durch welche bei uns schon mancher Soldat den Gesamteindruck der «Parade» verhunzte.

Stolzes Selbstbewusstsein war in alle Gesichter geschrieben. Stolz, dieser Truppe anzugehören, den kanadischen Hochländern von Weltkriegsruhm.

Nach der Feier verlor sich das Militär in Gruppen, welche meistens den zahlreichen Vergnügungstätten Besuch machten.

Besonders fiel mir auf, dass selbst in später Abendstunde von den vielen noch auf den Strassen bemerkbaren Soldaten nicht einer betrunken — sich benahm.

Eine Söldnertruppe und dennoch eine patriotische Truppe, auf die Kanada stolz sein darf.

Wenige Tage später war ich in den Vereinigten Staaten und beschaute mit grossem Interesse Leben und Treiben in Seattle, der wichtigen Basis für den Alakaverkehr, einer ultramodernen Stadt von annähernd 700,000 Einwohnern.

Zwei Werbeplakate fielen mir gleich auf. Sie standen auf Ständern quer auf den Trottoirs und hemmten hie und da den Fluss des riesigen Fussgängerverkehrs.

Das eine zeigte mehrere amerikanische Marinesoldaten, die sich irgendwo in China von Kulis mittelst zweirädriger Karren wie mächtige Herren herumziehen liessen. Verlockend warb es: Junger Mann, beschau dir die ganze Welt mit der Marine; das Werbebureau gibt dir alle Auskunft, geht heute noch hin!

Auf dem andern Werbeplakat amüsierten sich mehrere Soldaten in einer tropischen Gegend mit dem Fangen von Alligatoren und als Aufmunterung hiess es da: Wer möchte nicht dabei sein! Auch du, junger Mann, kannst dir einen Lieblingsalligator selber fangen: Tritt ein in die amerikanische Armee.

Den Erfolg dieser öffentlichen Werbungen sah ich in Autos reich mit Flaggen geschmückt durch die Strassen rasend einem Zeughaus zusteuern, lebens- und abenteuerlustige junge Amerikaner.

Zwischen Seattle und Tacoma ist eine grosse Allmend; eine Anzahl mit freundlichen Gärtchen umgebene Baracken und verschiedene grössere Gebäude stehen in der Nähe der Autostrasse. Es sind militärische Ausbildungsanstalten für die geworbenen Soldaten.

Als ich dort vorbeifuhr, schienen sie gänzlich verlassen zu sein — oder war es die erbärmlich niederbrennende Sonne? Hatten sich die Tapferen in den Schatten der naheliegenden prachtvollen Wälder geflüchtet?

Einige altertümlich aussehende Positionsgeschütze standen etwas abseits der Strasse und streckten ihre schwarzen

Schlotte wie Schwanenhälse. Es lag so gar nichts Kriegerisches in der Atmosphäre.

Dieselben Werbeplakate begrüsst mich wieder in San Franzisko und Los Angeles.

Im Hafen von San Pedro in der Nähe von Los Angeles lagen eine Menge von Kriegsschiffen vor Anker. Die Marinesoldaten hatten offenbar «Grossen Urlaub» und spazierten in Gruppen oder auch einzeln auf Schweizerart «selbenderallein» durch die belebten Großstadtstrassen. Die «sunkist», sonnengeküssten kalifornischen Kurzröckchen schienen sich trotz der Stimmrecht- und Wahlrechtgleichstellung ganz gerne der beschützenden Obhut der Matrosen anzuvertrauen.

Welch ein Glück, Soldat zu sein — in Kalifornien!

Der Dampfer, dem ich mich nun zur Heimreise via Panamakanal anvertraute, verliess den Hafen in dunstiger Morgenfrühe. Er fuhr durch die wohl ausgerichtete Linie der Flotte. Schwarz qualmten die Schlotte der mit Doppelgittermasten getürmten Stahlkolosse. Gespickt mit mächtigen Geschützrohren erschienen sie mir so still daliegend wie sagenhafte Meerungeheuer, denen man lieber in weitem Bogen ausweicht, um sie nicht aus dem Schlafe zu wecken.

Einige Tage später kamen wir weit draussen im Stillen Ozean an haushohen, auf riesige Flosse montierten viereckigen Fallscheiben vorbei. Dieselben sollten bald Gradmesser der amerikanischen Marinegeschicklichkeit werden. Die Flosse wurden mittelst langer Taue von Schleppdampfern gezogen.

Als ich so ganze Schulen von fliegenden Fischen herumschwären sah, in der Sonne in allen Regenbogenfarben schillernd, dachte ich, dieselben werden sich, wenn's dann so kracht, wohl zur Meergrössmutter verziehen in kühler Tiefe.

Nach zwölfstündiger Durchfurchung der wechselfarbigen Fluten des Pazifischen Ozeans entlang der meistens in Sicht gebliebenen Südwestküste von Mexiko, Guatemala, Costa Rica etc., näherten wir uns wieder einem vom Sternen- und Streifenbanner beschirmten Gebiete. Ein unter amerikanischer Flagge fahrendes Lotsenboot legte bei in der Bucht von Panama und brachte uns ärztliche Visite. Liebenswürdig wurde dann auch eine Kontrolle der Ausweispapiere vorgenommen.

Auf offener See mildere ein ständig gleichmässig wehender Wind die tropische Hitze; nun aber, da der Dampfer sich ganz gemächlich dem Hafen von Balboa näherte und die Wärme von den die Bucht von Panama umsäumenden Höhenzügen wie in einem Backofen zusammengehalten wurde, drang der Schweiß bei der wichtigsten Bewegung aus den Poren.

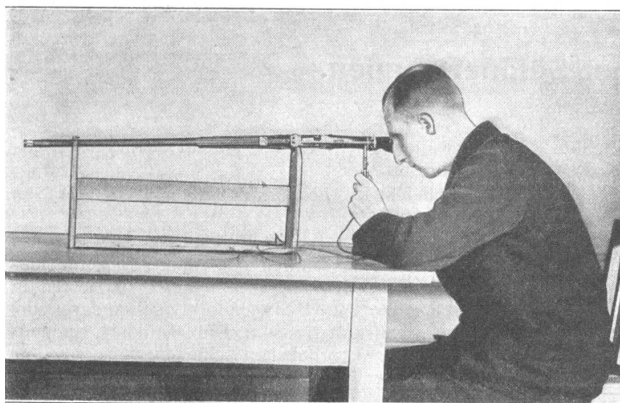
Die langsame Hafeneinfahrt gewährte reichlich Gelegenheit sich in die Wunder der näher und näher rückenden Tropenpracht am Ufer zu versenken.

Im Schatten mächtiger Palmen, umrankt von vielblütigen Schlingpflanzen, verschwanden ganze Hausgruppen in einem eigenartigen Halbdüster.

Das Geschrei schwarzer Wasservögel mit langen gespaltenen Schwänzen war kein Ohrenschaus und selbst den geschwätigen Papageien als Dirigenten und flötenden Vögeln unbekanntens Namens und Aussehens, welche ihr Bestes zu bieten schienen, gelang es nicht, das Gesamtchoral zu musikalischer Harmonie zu verschmelzen.

Bewundernd glitt indessen das Auge über all die Hafenanlagen hinweg zum Ancon Hügel, wo Natur und Menschenwerk zusammen eine Parkstadt von reizender Anmut und vorbildlicher Sauberkeit schufen. Dort wohnen die Kanalbehörden des pacifischen Endes dieses gigantischen Ingenieurwerkes.

Die Abenddämmerung war nicht mehr ferne, als das Schiff endlich im Hafen anlegte und ich mit einigen Reisebekannten zur vorgenommenen Besichtigungstour von Balboa, des amerikanischen Residenzviertels von Ancon und vor allem von Panama der von Reminiszenzen an den grossen Entdecker Kolumbus und den um die Mitte des 17. Jahrhunderts von Kapitän Morgan und seinen Flibustiers ausgeführten Piratenstückchen geschwängerten Stadt, aufbrechen konnte.



Der elektrische Laufprüfer «System Wannsee».
Un instrument électrique servant à contrôler les canons le fusil.

Unser Chauffeur, beinahe eine Schwarzhaut, war die Höflichkeit selbst und erklärte uns die verschiedenen Sachen von Interesse, wie den Zusammenhang von Kanal und Kanalzone, amerikanischem Militär und der Republik von Panama mit von Gebärden fleissig bekräftigtem Englisch. Geschickt lenkte er den Wagen im belebten Verkehr durch stark gewundene Zementstrassen den Ancon-Hügel hinauf. Dort musste er ein paar Augenblicke verweilen, um uns die überwältigende Schönheit eines Tropensonnenuntergangs zu gewähren. Abendglut, Meer und Palmen mengten sich mit den süssen Düften unbekannter Blumen.

Dann ging's hinunter in die lichterfüllte Stadt von Panama. Die Grenze zwischen «nass und trocken», zwischen dem unter amerikanischem Protektorat stehenden Pachtgebiet der Kanalzone und der Republik von Panama wird ohne Kenntnis von Spanisch oder Englisch sofort klar durch die beredten Reklamen für alle erdenklichen alkoholischen Getränke, den überall weit offenen Bodegas und Cabarets.

Hier befinden sich die beliebten Jagdgründe der entalkoholisierten Amerikaner auf Reisen und besonders der Marine- und Kolonialsoldaten auf Nachurlaub.

Mariner im ganz weissen Tropenanzug und khakiuniformierte Landsoldaten waren in auffällig häufiger Folge anzutreffen.

Im allgemeinen machten sie einen guten Eindruck, doch zu glauben, dieselben würden sich in fremden Landen standhaft auf den Grund der heimatlichen Prohibition stellen, wäre sehr irrtümlich. Ich war Augenzeuge von mehreren Intermezzi an einem einzigen Abend, da sich gute Kameraden handgreiflich an der Weiterbeförderung eines Bruders in Uniform betätigen mussten, da diesem das Schwergewicht des Kopfes nach allzureichlichem Spiritusversuch unüberwindliche Schwierigkeiten bereitete.

Auch in Colon auf der atlantischen Seite des Kanals waren solche Szenen nichts Aussergewöhnliches.

Natürlich ist der Dienst in den Tropen durchaus kein Kinderspiel. Das Klima stellt ausssergewöhnliche Anforderungen an die physischen und moralischen Eigenschaften der Soldaten.

Wenn auch sanitärisch das Menschenmögliche getan wird, um die Soldaten vor dem schlimmen Feind der Tropen, dem Malariafieber, zu schützen, so kommen doch gelegentlich Fälle vor. Besonders wenn der Dienst die Truppen abseits der fast vollständig von der Moskitoplage durch Entsüpfung und Ölbespritzung der Brutplätze befreiten Kanalzone führt, unterliegt manch kraftstrotzender junger Soldat den heimtückischen Tropenfiebern.

Ein Offizier, der eine Kompagnie über einen ehemaligen Indianerpfad quer durch die Meerenge von Panama führte, starb am Fieber, das er unterwegs auffas und viele Soldaten hatten schwer zu leiden.

Während die Zivilbevölkerung in der heissen Tageszeit sich wohlweislich im Schatten und der Nähe windfächernder

Ventilatoren aufhält, muss der Soldat oft auf offenem Gelände alle die auch dem Schweizersoldaten wohlbekannten Drills und Felddienstübungen mitmachen.

An einem unwahrscheinlich heissen Nachmittag liess ich mich im gedeckten Auto nach Gatun fahren. Unweit davon befindet sich ein Fort und daneben ist auch ein Uebungsgelände und daran anschliessend sind die Unterkunftsgebäude für die Truppen.

Das Uebungsgelände war hügelig mit Ausnahme eines gerade an die Strasse anstossenden ebenen Feldes.

Trotzdem ich im Schatten sass und barärmelig dazu, klebte mir alles am Leib als wären es nasse Windeln, so trieb die erbärmliche Hitze den Sch weiss aus allen Poren.

Und die Soldaten auf jenem Uebungsplatze, was taten die?

Eine Gruppe machte Zeltaufschlag-Uebungen; über eine Bodenwelle pirschten sich andere feldmässig ausgerüstete Soldaten näher und näher heran usw. Eine Abteilung bemerkte ich im Schatten von Palmen beim Gewehrputzen.

Ist diesen Soldaten noch zu verargen, wenn sie nach einer solchen Tagesarbeit in Teufels eigener Küche den Kopf nicht mehr ganz beieinander haben und ihn anstatt in den Wassereimer zu stecken, den eisgekühlten Bierstrom die Gurgel hinunterlaufen lassen?

Die Quartiere machten mir einen sehr guten Eindruck. Tropische Bäume aller Art stehen um die etwas erhöht angelegten Gebäude, deren rote Dächer ungemein leuchtend durch das Grün des Blätterwaldes scheinen.

Für einen Schweizersoldaten ist solch ein Komfort in Kasernen etwas ungewohntes, und wirklich nur Onkel Sam vermag es seinen Tommies, den Luxus von eigentlichen Schlafzimmern und heimeligen Räumen für die freien Stunden zur Verfügung zu stellen. Zu jeder Baracke gehört die individuelle Küche und in der Frühhmittagsstunde, da ich vorbeifuhr, sass die Küchenschangli gerade vor ihren Bauen und rüsteten Grünzeug nach Noten.

Die Chefs dieser Küchen wetteifern in der Herstellung kulinarischer Genüsse; ich glaube schwerlich, dass der amerikanische Soldat sich mit unserem Gamellendeckelmenue zufriedengeben würde.

Doch, was nützt das beste Essen, wenn's so verdammt warm ist, dass man nur trinken mag?

Nein, dachte ich mir, wenn es doch gemilitärtet sein muss, dann lieber so eine Grenzbesetzungsschnalle in der lieben heimatlichen Bergwelt aus dem Gamellendeckel die Brotlaube hinuntergiessen als Schinken mit Spiegelei unter Kokospalmen verächtlich wegschieben!

Antimilitaristische Propaganda.

P. K. Unter den Rekruten der Kaserne Zürich wurde dieser Tage ein Blättchen «Der Soldat» mit dem Untertitel «Rote Soldatenzeitung» verteilt, ein maschinengeschriebenes Hetzblättchen, dem weiter keine Bedeutung beizumessen ist. Es fordert zur Widersetzlichkeit auf und leistet damit den Rekruten einen bösen Bärendienst. Denn die Verfasser solcher Schmähschriften sind zwar strafbar, haben jedoch nicht die gesalzene Suppe auszuessen, die sie unter Umständen andern einbrocken. Bemerkenswert ist jedoch in dieser «Zeitung», dass von einem Ausreisser berichtet wird, welcher als «Opfer der Schlaucherei» davongelaufen sei. Wie wir erfahren, handelt es sich jedoch hierbei um einen Psychopathen, der acht Tage lang im Krankenzimmer lag — und demnach nicht geschlaucht werden konnte —, bevor er an seinen Arbeitsort in Zivikleidern zurückkehrte, um sich dort ein ärztliches Zeugnis ausstellen zu lassen. Der junge Mann, der früher als Erziehungszögling in die Strafanstalt Regensdorf eingewiesen war, ist nun auf Grund eines psychiatrischen Gutachtens dienstfrei erklärt worden. Die antimilitaristische Propaganda, die sich solcher «Fälle» bedienen muss, richtet sich in den Augen Vernünftiger selbst.